Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

7. Jahrgang · Nr. 26 · Berlin, den 15. Dezember 1943 · Einzelpreis 25 Rpf. u. Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich

Akad. I

Heimatkriegsgebiet Berlin! Wenige Stunden vorher noch standen sie zwischen Flammen und Rauch und halfen mit starken Herzen und Händen. Pünktlich erschienen sie dann an ihrer Arbeitsstelle, um den Dienst aufzunehmen. Das sind die Frauen von Berlin, die ebenso wie ihre Schwestern in den Städten des Westens in unerschütterlicher Haltung ihre schwere Pflicht erfüllen. PK-Aufnahme: Kriegsberichter Petraschk

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0252

gefördert durch
Baden-Württemberg

Sie säen Bomben und ernten Haß

Berlin – ein neues Beispiel deutscher Härte

Die Nächte über Deutschland sind erfüllt von Mord und Brand. Im Zeichen der „Menschenrechte" erstickt frohes Kinderlachen unter dem Griff der anglo-amerikanischen Würgengel, endet das arbeitsame Leben mancher deutschen Mutter. Sind das noch Soldaten, die aus dem nächtlichen Himmel Feuer und Stahl auf friedliche deutsche Städte, auf Dörfer und Weiler abwerfen, über das Land herfallen, um die Fackeln des amerikanischen Jahrhunderts der erschauernden Menschheit anzuzünden? Im Pfeifen und Bersten der Bomben, im flackernden Schein brennender Kirchen und Wohnhäuser soll die Kraft und der Siegeswille des deutschen Volkes zerschmelzen. Aber die Gegner irren. Die deutschen Städte, über die der Terror hinwegbrauste, sind überzeugende Beispiele der Unerschütterlichkeit, mit der das deutsche Volk aus allen Schrecken hervorgeht. Nun ist in den letzten Wochen auch die Reichshauptstadt Berlin in die Reihe der schwerversehrten und hartgeprüften Städte eingegangen. Jede Terrornacht war hart und forderte von allen das Letzte. Während aber die Erde bebte und Feuer auf die Wohnviertel regnete, während die Flak bellten und deutsche Nachtjäger die Feindbomber in erbitterten Kämpfen abzudrängen versuchten, erprobte sich in den brennenden Häusern und zerstörten Wohnungen die Gemeinschaft des Volkes.

Aus brennenden Häusern, über verschüttete Aufgänge, unter zusammenbrechenden Mauerteilen retteten die Bewohner Berlins die Reste ihrer Habe, den Grundstock für den Neuaufbau ihres Daseins. In regellosem Durcheinander säumten am Morgen nach den Angriffen die Straßen der betroffenen Stadtteile Möbel, Wäsche, Bilder und Koffer. Von der friedlichen Welt des Bürgers und Arbeiters, von den erworbenen Gütern arbeitsreicher Lebensjahrzehnte hatte der Überfall der britischen Mordbrenner so gut wie nichts dem Einzelnen belassen

Der Verkauf geht nach der Bombennacht am anderen Morgen weiter. Durch zusammengestellte Tische wurde provisorisch ein Verkaufsraum zwischen den Trümmern eingerichtet, und durch die zertrümmerte Fensterscheibe werden die Waren den Käufern gereicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0253

gefördert durch
Baden-Württemberg

Oben links: Die Kunst des Improvisierens, dem realistischen Berliner immer zu eigen, half in diesen Tagen über tausend Schwierigkeiten hinweg. Auf notdürftig errichteten Kochstellen wurden für die Volksgenossen, die alles verloren hatten, warme Mahlzeiten fertiggestellt. Feldküchen der Wehrmacht und der Partei fuhren in großer Zahl durch die Stadt. Die Organisation der Lebensmittelversorgung funktionierte ausgezeichnet. — Oben rechts: Die zerschmetterten Wände einer bekannten Berliner Großgaststätte waren schnell durch Bretterwände ersetzt. Am nächsten Mittag wurden schon wieder Hunderte von Portionen ausgegeben

Frauen löschten mit nie gekannter Kaltblütigkeit aufflackernde Entstehungsbrände, alte Männer beteiligten sich umsichtig und ordnend an den Hilfsarbeiten, Hitlerjungen standen, soweit sie nicht als Flakhelfer eingesetzt waren, an den Feuerlöschspritzen, rasten als Melder durch die raucherfüllten, zerstörten Straßen, holten Hilfe für die verschütteten Keller. An den gefährdetsten Stellen waren Soldaten, Arbeitsdienst und Männer der Organisation Todt eingesetzt. Das Rattern der Löschpumpen mischte sich in den gespenstischen Lärm, Wasser sprühte durch die staub- und aschegeschwängerte Luft. Die Nacht und auch noch am Tag wird in den betroffenen Bezirken um Leben, Hab und Gut gekämpft. Zwischen den Häusern aber, in denen der Besitz arbeitsamer Menschen zu Asche zerfällt, eilen Arbeiter trotz Mord und Feuer zu ihren Werkstätten und Fabriken. Über den Trümmern geht die Arbeit unbeirrbar weiter. Aus allen Nächten kommt das Volk ungebrochen, aber mit neuer Härte hervor. Im Morgengrauen erscheinen die ersten Feldküchen in den betroffenen Stadtteilen, beginnen die Arbeitskolonnen zerstörte Verkehrsmittel wiederherzustellen. Mit unbeschreiblicher Zähigkeit und unbeugsamem Willen passen sich die betroffenen Menschen der neuen, schweren Lage an.

Über den Gräbern der gemordeten Frauen und Kinder, aus den feuergeschwängerten Nächten, aus den Ruinen der ausgebrannten Straßenzüge erhebt sich grenzenloser, nie vergessender Haß. Erhebt sich der machtvolle Zorn eines Volkes, das niemals im Grauen der Terrornächte schwach werden wird! Die ausgebrannten Wohnviertel und zerstörten Kunstdenkmäler fordern vor Gott und der Welt den deutschen Sieg. Sie werden in ihm gerächt werden.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Petraschk (2), Weltbild (5)

Links: Das wichtigste Problem der verwundeten Riesenstadt ist die beschleunigte Wiederherstellung der Verkehrsverbindungen. In unfaßbar kurzer Zeit, in Stunden fast, verschwanden die Riesenschlangen auf den U-Bahn- und Stadtbahnhöfen, und die Züge rollten wieder in fahrplanmäßiger Folge

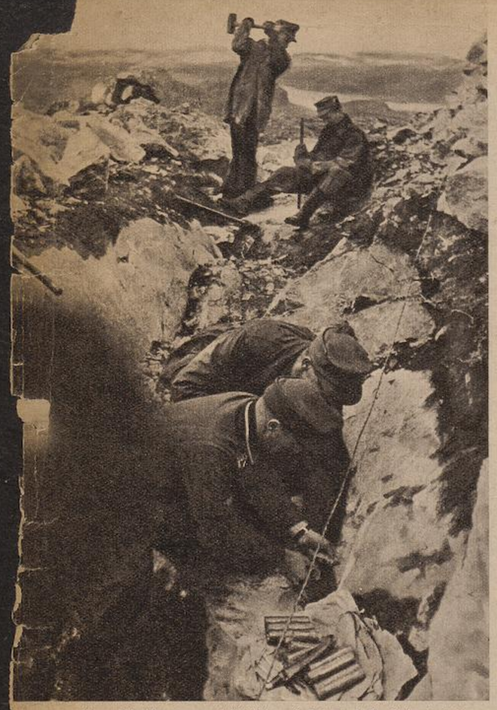
Die sprichwörtliche Berliner Humorigkeit wird niemals unter Bomben begraben werden! Nichts zeugt mehr für den Lebenswillen dieser Stadt der Arbeit wie dieses kleine unscheinbare Schild

Haustüren und -wände der beschädigten oder vernichteten Wohnblocks sind übersät mit Mitteilungen über Wohlbefinden und Verbleib ihrer Bewohner. Die knappen Zeichen, mit Kreide hingekritzelt, ersparen dem Suchenden viel Sorge und Lauferei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0254

gefördert durch
Baden-Württemberg



Oben: Mit Hammer und Meißel muß Felsstück für Felsstück für die Sprengung vorbereitet werden, bis schließlich Laufgräben und Unterstände entstehen. Die Bomben- und Beschußsicherheit entschädigt für die harte Arbeit. — Auch die Nacht, durch Sterne und Nordlicht erhellt, muß für die Arbeit herhalten

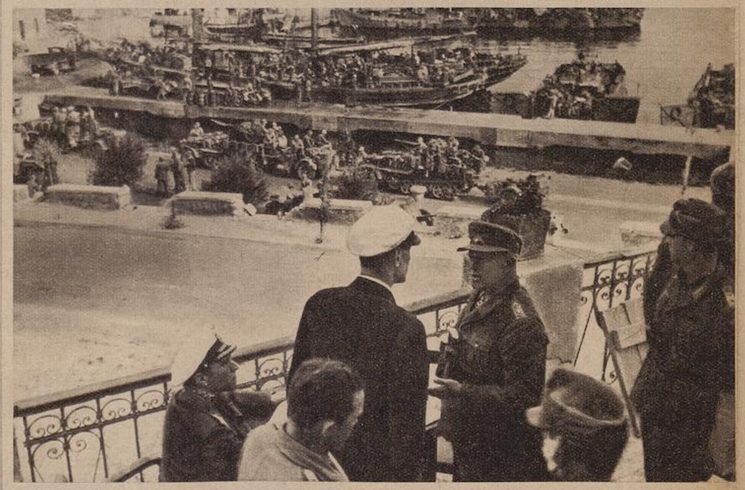
Mit Dynamit gebaut

Unsere Panorama-Aufnahme zeigt einen Ausschnitt aus der nördlichsten Front im Osten. Eine harte, unnachgiebige Landschaft stellt an den deutschen Soldaten Anforderungen, die oft schwerer sind als der Kampf selbst. Jedes Schützenloch, jeder Bunker muß dem felsigen Boden mit sehr viel Schweiß abgerungen werden, bis schließlich eine „Stadt" entsteht, wie die Aufnahme sie wiedergibt

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Uecker

Mit der weissen Flagge vor SAMOS

Südlich von Samos erhebt sich aus dem Ägäischen Meer die Felseninsel Leros, die vor Tagen in harten Kämpfen von deutschen Truppen genommen worden war. Von hier aus wurde das Unternehmen gegen die Insel Samos gestartet. — Die Felshöhen von Leros sind gekrönt von mittelalterlichen Festungen, die über die ganze Insel verstreut liegen. — Unten: Der Sieger von Leros, Generalleutnant Müller, der auch das Unternehmen gegen Samos leitete, bei einer Besprechung mit den Offizieren seines Stabes in der Hafenstadt Tigani nach der Einnahme der Insel



Die Eroberung der großen Inseln in der Ägäis durch Verbände der drei deutschen Wehrmachtteile haben die Briten nicht nur als einen Schönheitsfehler auf ihrer „Siegesliste" seit der Einnahme von Tunis empfunden, sondern als eine ernsthafte Niederlage, die die erstrebte Beherrschung der Ägäis, der Neutralisierung Kretas und Rhodos', den Sprung über die Inselbrücke Dodekanes—Kykladen und die erhoffte psychologische Wirkung auf die neutrale Türkei vereitelte. Dazu kommt noch etwas anderes: die Kämpfe an der „zweiten Front" sind Kämpfe der sogenannten Verbündeten; der Versuch, die Herrschaft über die Ägäis zu erringen, aber entsprang rein britischer Initiative, war ein rein britisches Unternehmen, und nicht nur der Weltöffentlichkeit, sondern vor allem den USA gegenüber stand britisches Prestige auf dem Spiel und ging verloren. Von dem Handstreich gegen die Insel Samos erzählt der nachstehende Bericht.

Als zwei Schnellboote gegen Mittag Kurs Samos nahmen, ahnte noch niemand, wie glatt am Ende das ganze Abenteuer verlaufen würde. Am Anfang sah es sogar so aus, als wollten sich die noch auf der Insel verbliebenen Engländer und Verräter-Italiener energisch zur Wehr setzen. Der deutsche Parlamentär an Bord des Führerbootes machte ein recht bedenkliches Gesicht, je näher die Fahrzeuge dem Hafen Tigani kamen. Die Dämmerung brach herein und tauchte See und Insel in milchiges Licht. Die auf beiden Booten ausgesteckten weißen Parlamentärflaggen konnten von Land aus selbst mit einem starken Glas nicht als solche zu erkennen sein, und man mußte also mit Feindbeschuß rechnen. Langsam kreuzend schoben sich die Boote immer näher an den Hafen heran und beleuchteten die weißen Flaggen mit starken Scheinwerfern.

Lange blieb alles ruhig an Land. Wir wollten ihnen auch Zeit lassen, war die allgemeine Ansicht an Bord. Sie sollten inzwischen ein Boot klarmachen können und uns entgegenkommen. Aber nichts dergleichen geschah. Statt dessen löste ein 4,7 Zentimeter-Geschütz einen Schuß, der kurz hinter dem zweiten Boot in die See spritzte. Da dem aber kein zweiter folgte, konnte man zuerst Übereifer eines einzelnen Geschützführers annehmen. In langsamer Fahrt, dem Lande die volle Schiffsbreite zeigend, standen beide Boote minutenlang vor der Hafeneinfahrt auf und ab. Jetzt mußten sie die weißen Flaggen unbedingt ausgemacht haben. Und eben, als sich das Führerboot entschließen wollte, in die Hafeneinfahrt zu laufen, begann ein Feuerzauber an Land, wie ihn selbst die älteren Schnellbootfahrer kaum vor Tobruk oder Sizilien erlebt haben. Also Ablehnung, sie wollten nicht einmal verhandeln.

Am nächsten Morgen wurde der Versuch wiederholt. Diesmal näherten sich die Boote im vollen Tageslicht der Küste. Der erwartete Feuerzauber blieb aus. Das Führerboot schob sich vorsichtig in die Hafeneinfahrt, während der Rottenknecht einige hundert Meter vor dem Hafen sichernd wartete. Mit den Ferngläsern war deutlich zu erkennen, daß einzelne italienische Soldaten ihre Stellungen verließen und sich — ohne Waffen, doch mit schwerem Gepäck beladen — auf den Weg in die kleine, stark zerschossene Stadt machten. Kaum hatte das Boot festgemacht, erschienen auch die ersten italienischen Offiziere, an ihrer Spitze Oberstleutnant Ungaro, an den der deutsche Dolmetscher sofort die Frage richtete, wer der Kommandant der Insel sei. Mit ein wenig beleidigter Schroffheit erklärte der Italiener: „Ich bin der Kommandant von Samos." Und als wollte er sich damit rechtfertigen, fügte er hinzu: „Die anderen sind geflüchtet, fast alle, jedenfalls die Stäbe, viele italienische Offiziere, nahezu alle Engländer. Ich bin siebenundzwanzig Jahre Soldat, ich gehe nicht; ich wäre auch nicht geflohen, wenn ich der einzige geblieben wäre.

An Land herrschte, wie man während der Übergabeverhandlungen beobachten konnte, völliges Chaos. Die meisten Einheiten hatten sich aufgelöst, die Soldaten plünderten die von der Zivilbevölkerung verlassenen Häuser und Läden, betranken sich mit dem süßen, schweren Wein der Insel, randalierten, zerschlugen die kargen Reste der Einrichtungen in den Häusern, waren Marodeure geworden. Ein Grund mehr für die italienischen Unterhändler, die Kapitulationsbedingungen schnell zu unterschreiben, da mit einer solchen Truppe ein Kampf unmöglich gewesen wäre — zumal die Briten kurz vor ihrem Abzug die meisten Batterien unbrauchbar gemacht hatten. Nur schnell herangeführte deutsche Heeresgruppen konnten in diesem Wirrwarr Ordnung schaffen.

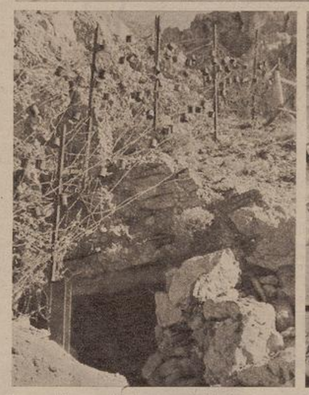
Ein kleiner deutscher Funktrupp wurde im Hafen zurückgelassen, die beiden Schnellboote liefen aus, Eichenlaubträger Generalleutnant Müller abzuholen, den Sieger von Leros, der auch das Unternehmen gegen Samos leitete. Deutsche Transportverbände hatten sich inzwischen auf den Weg gemacht, langsam laufende stärkere deutsche Fahrzeuge mit Soldaten, Waffen und Fahrzeugen an Bord. Bis zum späten Nachmittag, an dem sie Tigani erreichten, ging Oberstleutnant Ungaro von Stellung zu Stellung, beruhigte die italienischen Soldaten, hielt sie von Unbesonnenheiten zurück und zog seine Truppe an die vereinbarten Sammelplätze heran. Faschistische Offiziere, welche die Engländer aus ihren früheren Kommandostellen entfernt hatten, wurden wieder eingesetzt, machten sich daran, die Faschisten ihrer Einheiten zu sammeln und die Stadt mit dieser schnell zusammengerafften Truppe gegen Überfälle von ersten Banden, die sich mit britischen Waffen in den Bergen zu bilden begannen, zu schützen. Mit dem Erscheinen der deutschen Soldaten an Land verflog der ganze Spuk, das Bild der Unordnung wurde mit kurzem Befehlen in ein Bild gewohnter militärischer Disziplin verwandelt. In schnellem Zufassen besetzten weitere Verbände des Heeres, von der Kriegsmarine überraschend vor die anderen Häfen von Samos geführt, alle wichtigen Punkte der Insel. Am nächsten Morgen bereits war sie so völlig in deutscher Hand, daß selbst Überraschungen von außen den gelungenen Handstreich nicht mehr hätten stören können.

Kriegsberichter Hans Thyssen

Oben: Von der Nähe der türkischen Küste zieht sich bis zum griechischen Festland die Inselbrücke des Dodekanes und der Kykladen, die die Engländer in ihren Besitz zu bekommen versuchten. In zähem Ringen wurden ihnen die Inseln Rhodos, Kos, Stampalia und Leros entrissen. Jetzt fiel den deutschen Truppen als letzte und größte Insel Samos im Handstreich zu

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Günter Pilz

Unten: Mit Samos gab der britische Gegner einen Teil seiner Seeherrschaft im östlichen Mittelmeer auf. Der bequeme Weg zu den Dardanellen, der sich dicht unter der türkischen Küste an den Inseln Kos, Leros und Samos entlangzieht, ist nunmehr von deutschen Land- und Seestreitkräften gesperrt



Leere Konservenbüchsen, aufgehängt an Stacheldrahtverhauen, sollen mit ihrem klappernden Geräusch jede Annäherung verraten und die in dem Erdloch versteckten Horchposten auf den Plan rufen

Während das Gros der britischen Besatzung fast ohne Kampf feige die Insel verließ und auf türkisches Hoheitsgebiet übertrat, wurden die Angehörigen der britischen Hilfsvölker dem Schicksal der Gefangenschaft überlassen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0255

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die Straße in Mignano nach Cassino liegt
unter schwerem Artilleriefeuer —
Es hilft nichts – sie müssen durch!

Unser neuer Bericht über die Kämpfe an der süditalienischen Front ist eine Fortsetzung jenes Berichtes, der unter dem Titel „Auf den Höhen über Pozzilli" in unserer letzten Ausgabe erschienen ist. Handelte es sich damals um einen Gesamtüberblick über die strategische Lage in den Westabruzzen, so berichten wir heute über das Ringen um die bedeutungsvolle Straße Nr. 6, deren Wichtigkeit auf den Karten dieser und der letzten Ausgabe deutlich sichtbar wird.

Um die Straße Nº 6

Von den Kriegsberichtern Bernd E. H. Overhues, Maximilian Künzner, Hans Arlart

Die Nächte nach den Mitte-November-Tagen sind an der Front in Süditalien jetzt auch bitter kalt geworden. Die kahlen Berge des Apennin haben über ihre höchsten Kuppen eine durchsichtige Schicht blütenweißen Schnees gezogen. In den Ebenen, Tälern und Becken fallen die Flocken als rieselnder Regen vom tiefen, wolkenverhangenen Himmel. Kleine Bäche zerren an den aufgeweichten engen Berg- und Paßstraßen, durch die Mulipfade poltert ausgespültes Geröll bergab. Dann und wann aber scheint plötzlich an einem neuen Morgen wieder die stechende Sonne und übergießt Berge und Täler mit schillerndem Glanz.

Für Freund und Feind hat das unbeständige Wetter Vorteile. Im Schutze regenschwerer Wolken, die sich breit in Schluchten und Bergeinschnitte hinabsenken, läßt der Gegner seine „Rangers" vorsichtig vorfühlen. Diese Einheiten sind für bestimmte Aufgaben geschult, überschlagende Landungskommandos z. B. oder die Wegnahme wichtigster Höhenstellungen gehören zu ihrer Spezialität. Häufig eingewiesen von geländekundigen Badoglio-Angehörigen, pirschen sie sich an die HKL heran und sickern dann nach allen Regeln der Sioux-Indianer-Kriegskunst hinter die deutschen Linien durch. Nach Wildwestmethoden überfallen sie einen Stützpunkt, auf dem sie selbst sich dann festsetzen. So soll versucht werden, eine Bresche nach der anderen in die Verteidigungsfront zu schlagen, um schließlich mit der Masse motorisierter und schwerster Waffen Eingang in eine breite, entscheidende Ebene zu finden. Den eigenen Truppen kommt das wechselnde Wetter vordringlich dann zugute, wenn es gilt, der Sicht von Fliegern und vor Artillerie-

Unten: In den engen Winkeln einer süditalienischen Stadt. Fallschirmjägerkompanien wurden aus einem ersten Gegenstoß für die Entscheidung herausgelöst. Die Gesichter der Männer spiegeln die Schwere der vergangenen Stunden wider

Unten rechts: Im toten Winkel der feuernden feindlichen Artillerie steht der Zug an der Schleife der Serpentine, die zur Paßhöhe führt. Die aufsteigenden Abendnebel entziehen den feindlichen Beobachtern, die auf dem gegenüberliegenden Berg sich eingenistet haben, die Sicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0256

gefördert durch
Baden-Württemberg

beschuß in die Bereitstellungen bei Gegenstößen usw. zu entziehen.

Die Straße Neapel—Rom wird in der „Karte für Automobilisten" mit der Bezeichnung Nr. 6 angegeben. Von Südosten nach Nordwesten nimmt sie vor der Ebene nach Cassino ihren Weg durch eine enge Talgasse, die von zwei Höhenrücken gesäumt ist. Gekrönt werden diese Berghöhen von den Gipfeln des Monte Cesima auf der einen, des Monte Cassino auf der anderen Seite.

Wie der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht jüngst mitteilte, wurde die deutsche Front von beiden Seiten des Volturno-Flusses zurückgenommen und in eine wenige Kilometer nordwärts verlaufende Höhenlinie verlegt. Diesem Entschluß lag wohl die erkannte Absicht des Feindes zugrunde, einen Einbruch in die Ebene von Cassino zu versuchen. Denn schon ein Blick auf die geographische Karte zeigt, daß sich dieser Abschnitt der Front geradezu für einen Durchbruch anbietet.

Auf den Höhen von Cassino steht die Front. Beherrschende Gipfel wechseln im Ablauf des Ringens oft mehrmals am Tage den Besitzer. In erbittertem Kampf versuchen Engländer und Amerikaner den Zutritt zum tiefen Becken, das bis Frosinone reicht, zu erzwingen. Der Weg nach Rom erschiene dann leicht.

Wütendes Artilleriefeuer hämmert auf die Straße Nr. 6 ein, versucht den Nachschub, der dort für die Stützpunkte in und auf den Bergen rollt, zu unterbinden. Die Straße Nr. 6, die sich diesseits des Volturno durch eine Bergenge zwingt, ist das erstrebenswerte Ziel des Gegners. Denn sie mündet dann ein in die Ebene von Cassino. Von allen Seiten, über Höhen und Felsen, tasten die Rangers vor. Eine entscheidende Lücke zu finden aber macht ihnen der deutsche Soldat schwer.

Aufbruch zum Gegenstoß

In die Hänge des nördlichen Gebirgsriegels, der das Tal des Volturno vom Becken, das dem Monte Cassino vorgelagert ist, trennt, sind im Schutze des einsetzenden Novemberregens und der dichten macchia Einheiten amerikanischer Spezialeinheiten eingesickert.

Im Eilmarsch herangeführte Fallschirmjäger sind angetreten, den Einbruch zu bereinigen. Den Vorteil seiner überhöht stehenden schweren Waffen ausnutzend, belegt der Gegner in einem nahezu pausenlosen Artilleriefeuer die einzige Anmarschstraße, deren Besitznahme das letzte Ziel seiner operativen Pläne wäre.

Noch liegen die Salven nur auf der Straße selbst und deren wichtigen Kreuzungspunkten. Mehr und mehr aber tasten sie bereits an das malerisch im Felshang gelegene Dörfchen heran, das der Schlüssel zur beherrschenden Paßstraße ist. An den Steilhängen bersten krachend die Granaten schwerer und schwerster Kaliber. In dumpf brausendem Grollen widerhallen in den Felsenschluchten die Detonationen zu einem einzigen Schlachtengesang. — Lkw.- und Kradfahrer, erfahrene Männer ihres Faches, nutzen die Pausen zwischen den Feuerlagen und jagen in rasendem Tempo die Serpentinen zu ihrem Gefechtsstand hinauf. Die schützenden Mauern und in die Felsen getriebene Keller des Dorfes, am Rande der weitausholenden Straßenschleife, nehmen sie dort auf.

Im Gefechtsstand ist Hochbetrieb. Der befohlene erste Gegenstoß ist in vollem Gange. Er muß durch einen zweiten, der flankierend dazu geführt werden soll, unterstützt werden. In den engen Straßenwinkeln sammeln sich die Züge und Gruppen der aus dem ersten Gegenstoß herausgelösten Kompanie. In die Gesichter der Männer ist die unerbittliche Härte des voraufgegangenen Kampfes eingegraben. Im Dämmerlicht des scheidenden Tages löst sich Gruppe um Gruppe und tritt in den Kampfraum ein.

Glück hat eben nur der Tapfere. Lächelnd besieht sich der Fallschirmjäger sein Koppelschloß. Das feindliche MG-Geschoß glitt dort ab, streifte Patronentasche und -gurt und verirrte sich dann in den Kuscheln des Gefechtsfeldes

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0257
gefördert durch Baden-Württemberg

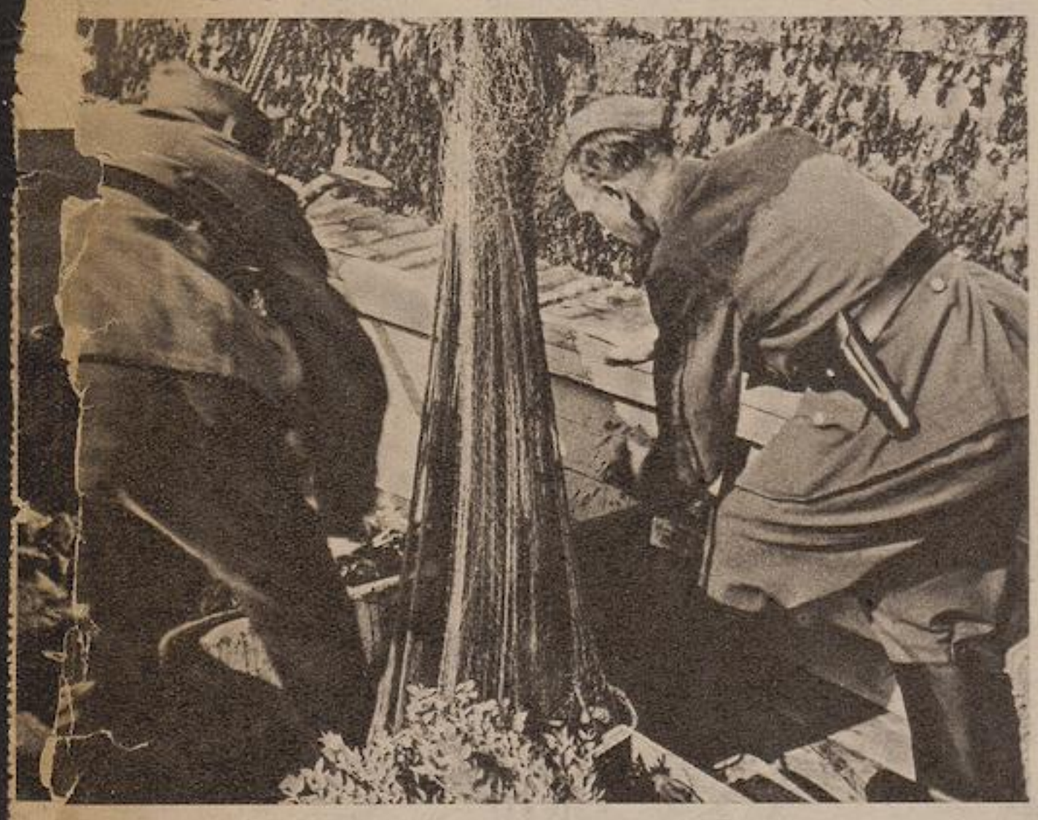
Spionage-verdächtig!

GRENZSCHUTZ AM RANDE DES KONTINENTS

Die Fischer warten unter Bewachung am Kai, bis die Männer von der „GAST", der Grenzaufsichtsstelle, Papiere und Boot untersucht und in Ordnung befunden haben

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Egon Paul

Jeder Spalt, jede Masche gleichsam wird genau untersucht, denn die Verstecke, in denen mitunter Unerlaubtes verborgen gehalten wird, sind stets mit großem Geschick angelegt



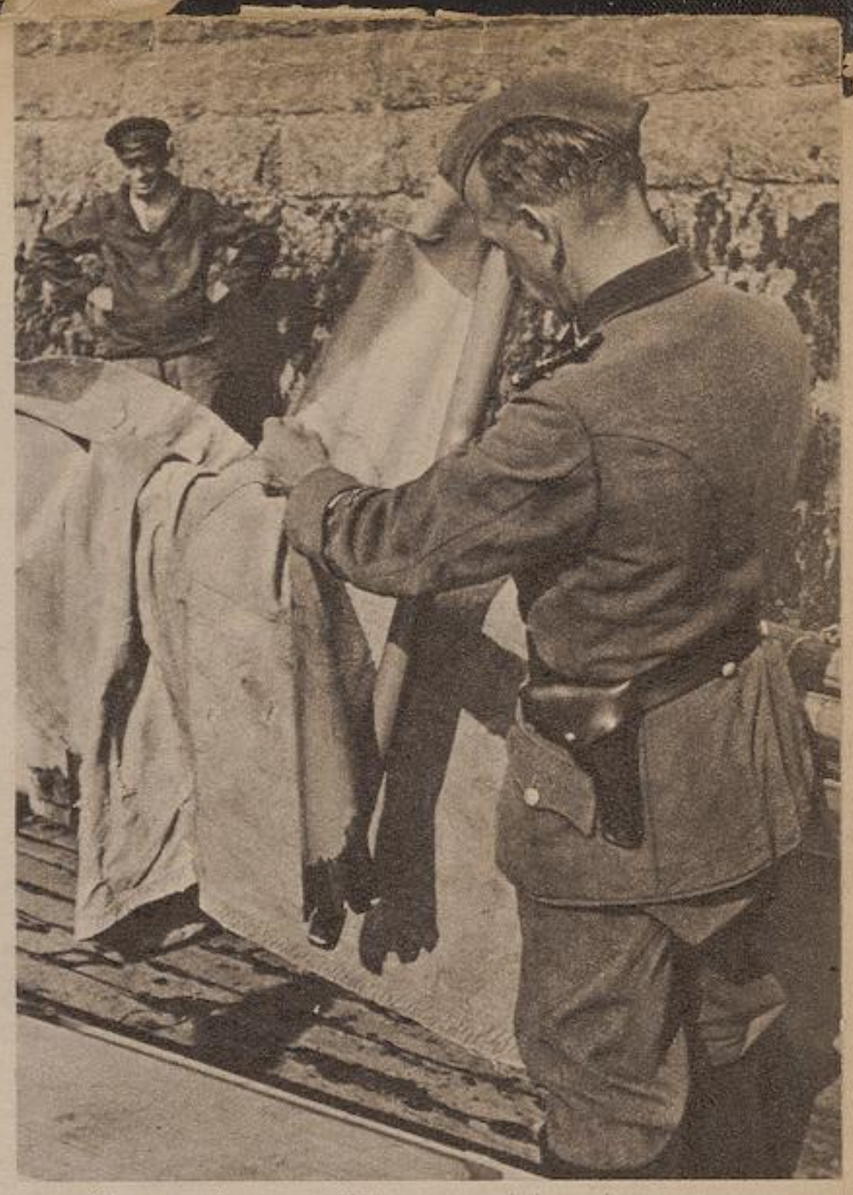
Über das Dorf da draußen ist nicht viel zu sagen. Es ist eines der vielen bretonischen Fischerdörfer, die wohl schon Jahrhunderte am Rande des Kontinents dahingedämmert haben. Die Häuser sind niedrig und ducken sich hinter mächtigen Mauern und dichten, ineinandergewachsenen Hecken. Das ist die Kriegsheimat der Männer des Zollgrenzschutzes.

Einsame Stützpunkte sind es, wo sie stationiert sind, und groß sind die Bezirke, die sie abzugehen und zu überwachen haben. Sie kontrollieren Zivilisten, die ihnen begegnen, sie prüfen die französischen Fahrzeuge auf ihre Ladung, auf die Gültigkeit der vorgelegten Papiere. Da und dort und immer da, wo man sie nicht vermutet, tauchen sie auf.

Es ist die Abwehr gegen einen versteckten Feind, gegen den sie angesetzt sind. Wir standen in einem der vielen kleinen Häfen, die gut geborgen in einer der tausend Buchten dieser zerrissenen Küste liegen. Bunt malte die Sonne in den roten und blauen Segeln, die klar zum Auslaufen waren mit tuckerndem Motor. Nun wurden sie von den Männern der „GAST" abgefertigt. Die Boote, die weit vor der Küste fischen, können ja leicht feindliche Agenten aufnehmen, die auf diesem Wege dann in das Land eingeschmuggelt werden könnten. Sie könnten auch Nachrichten über Sicherungsmaßnahmen an der Küste mit hinausnehmen und sie dann weitergeben an den Gegner ... Funkgeräte, Blinklaternen, Seekarten ... auf alle diese Dinge müssen die „Zöllner" achten.

Die Zollkutter hier im Vorfeld sind den Männern der Kriegsmarine bekannt; der gemeinsame harte Dienst auf See verbindet sie. Sind die Fischer draußen, dann bekommen auch die Zollkutter ihre Einsatzbefehle, erhalten sie ihre Quadrate zugewiesen, in denen sie die Überwachung der französischen Boote durchzuführen haben. Unvermutet machen sie da draußen ihre Stichproben, beobachten die Fänge und prüfen, ob die vorgeschriebenen Grenzen eingehalten werden.

Später einmal wird man mehr über den Dienst der Männer vom Zoll erfahren. Heute ist der Grundsatz: Schweigen. Schweigen und sehen. Kriegsberichter Schröder



Mit gesteigertem Mißtrauen wird weiter gesucht. Als nun auch noch eine im Pumpenrohr versteckte Karte entdeckt wird ...

... die über das Fanggebiet hinaus bis zur britischen Küste reicht, sind alle Zweifel behoben. Jetzt ist Beweismaterial genug gefunden ...

... und die Männer des Grenzschutzes können zur Verhaftung der Fischer dieses Bootes, die unzweifelhaft in englischem Dienst stehen, schreiten. Später bestätigt sich der Verdacht, daß Feindagenten der „GAST" in die Hände gefallen sind

Unten links: Hier stimmt was nicht! Außenbords hängt ein Faß mit Benzin im Wasser versteckt, das es dem Boot erlauben würde, weit über das vorgeschriebene Fanggebiet hinauszufahren. Zu welchem Zweck?

Unten rechts: In einem als Fender dienenden alten Autoreifen entdeckt der Mann von der „GAST" eine Signalflagge verborgen, wie sie sonst kein Fischerboot mit sich führt. Sie kann nur unlauteren Zwecken dienen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0258

gefördert durch
Baden-Württemberg

Hinter dem Verrat BADOGLIOS

Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHOFER

2. Fortsetzung:

An den Kurven — und die Bergstraße besteht aus Hunderten von Kurven — stehen Soldaten als Verkehrsposten. Ohne sie wäre man hier hilflos am Steuer, selbst wenn man italienischer Kraftfahrer ist. Und das will viel heißen. Die Jungens fahren phantastisch. Jeder von ihnen scheint ein Schüler Nuvolaris zu sein, so instinktsicher, so geschickt jonglieren sie ihre Fahrzeuge die schmalen Bergpässe herauf und herunter.

Unter uns breiten sich Flußbette aus, breit, behäbig, mit wenig Wasser, aber mit Steinen übersät. Tief unten liegen sie, und das Land breitet sich wie eine Reliefkarte um uns aus.

Bezzi erzählt uns von Schlamm, Regen, zusammengestürzten Straßen, von Hunderten ertrunkener Mulis, zerschellten Kraftwagen, von all den Mühen und unsagbaren Lasten, die die Soldaten in dieser Wildnis monatelang ertragen mußten.

Und je weiter wir in diese Berge vordringen, desto stiller wird unser italienischer Kamerad. Hier hat er gekämpft, volle vier Monate in Stellung. Mit Infanteriemunition und kargem Brot, mit erfrorenen Füßen und in quatschender Nässe. Bis man ihn ins Spital brachte.

Von seiner Legion sind nicht viele Kameraden übriggeblieben, aber sie ist neu aufgefüllt, und in ihren Quartieren im Schatten des Bergriesen Tomori sind wir heute zu Gast.

Die Milizsoldaten sind alle freiwillig zu den Fahnen geeilt, aus allen Ständen und Kreisen des italienischen Volkes sind sie gekommen, als der Duce sich dem Kampfe des Führers anschloß. Juristen und Arbeiter, Kaufleute und Bauern, Rechtsanwälte und Ärzte: heute tragen sie alle das gleiche Kleid, das Schwarzhemd und den Dolch der Miliz. Heute haben sie alle nur den einen Willen: dem Duce und ihrem Volke den Sieg zu erkämpfen, koste es, was es wolle.

Und die Männer der Miliz haben gekämpft, wie nur menschenmöglich. Die Kampfmonate in Albanien haben das Letzte von ihnen gefordert, und überall, wo die Schwarzhemden mit dem Feind zusammenstießen, gab es erbitterte, blutige Gefechte. Die Zahl der Toten spricht eine deutliche Sprache, ihre Schlachtfelder tragen heute Kreuze über Kreuze, und der Grieche hat seinen nutzlosen Widerstand gegen die Soldaten Mussolinis teuer bezahlen müssen.

Heute ist mitten in dem Lager ein würdiges Ehrenmal für die Gefallenen der Legion errichtet. Aller Namen sind hier eingemeißelt, mit stummem Gruß gehen die Soldaten an ihrer Weihestätte vorüber: Und ihr habt doch gesiegt!

Das Lager selbst verrät, daß in ihm Menschen leben, die mit heißem Herzen Soldaten des Duce sind. Mit Liebe und Sorgfalt ist jedes einzelne Zelt ausgestattet, mit Fleiß und Geduld Sportplätze und Ruhestätten geschaffen worden. Als Krönung des Ganzen aber sind vor jeder Kompanie große, zum Teil künstlerische Steinbeete angelegt worden, die kämpferische Aufschriften, den Kopf des Duce, das Liktorenbündel und stets auch das Hakenkreuz zeigen. Über jedem Zelt flattert die grünweißrote Fahne, am Eingang des Lagers leuchtend rot unser Hakenkreuz.

Eine Wache präsentiert, als wir kommen und gehen, ein Horn bläst Signal, und eineinhalbtausend Schwarzhemden brechen in stürmische Begeisterungsrufe auf den Führer und Deutschland aus.

Wir fühlen, daß wir hier zwischen gleichgesinnten Kameraden sind, daß die Italiener mit solchen Soldaten genau so siegen müssen, wie wir mit unserer Wehrmacht.

„Du siehst, was für ein Geist in den Männern wohnt. Du siehst, daß wir uns auf unsere Faschisten verlassen können. Aber dieser Generalstab! Wie wird das enden!?"

Ich beruhige ihn. Bis jetzt ist doch alles festgefügt. Vielleicht sieht er alles zu schwarz. Über allem steht doch der Duce, außerdem schreiten wir von Sieg zu Sieg.

„Nein", sagt er, „das weißt du nicht. Auch wenn wir siegen, wird es bei uns zu einer Revolution kommen müssen. Wir müssen einmal klare Bahn machen. Aber jetzt im Krieg geht das natürlich nicht. Ach, wie beneide ich euch Deutsche um eure Einigkeit!"

*

In den überfüllten Kaffeehäusern Tiranas, in denen man noch für einen Lek (16 Reichspfennig) echten türkischen Mokka schlürfen kann, auf den Straßen, auf denen sich das halbe Leben abspielt, beim Friseur und überall, wo Menschen zusammenkommen, spricht man heute vom Krieg. Im Kino klatscht man spontan Beifall, wenn die Wochenschau deutsche oder italienische Truppen zeigt, oder auch, wenn Truppen durch die Stadt fahren oder marschieren.

Und in den letzten Tagen hat Tirana viele Truppen gesehen. König und Kaiser Viktor Emanuel III. ist gekommen. Er hat dem albanischen Volke den ersten offiziellen Besuch abgestattet. Die Festesfreude war groß, bunt die Trachten, reich die Geschenke.

Als wir dem König voraus nach Skutari, der einstigen Hauptstadt des Landes, fahren, begegnet uns ein Muselmann mit seinen drei Frauen. Gerade hatten sie ihre Schleier etwas gelüftet, als wir sie ansahen. Erschrocken zogen sie ihre Seidentücher wieder vor die anmutigen Gesichter ...

Weite Flächen Landes zu Füßen der Berge sind hier Malariaherde, da sie seit Jahren versumpft und ständig der prallen Sonne ausgesetzt sind. Capitano Dazetto bietet uns liebenswürdig seine Netze für die moskitoschwangeren Sommernächte an. Aber so lange werden wir die Gastfreundschaft dieses eigenartig reizvollen Landes nicht mehr in Anspruch nehmen. Wir fahren in den nächsten Tagen ab, auf einen Kriegsschauplatz. Hier geht der Faschist wieder an seine Aufbauarbeit. Wir haben gesehen, daß er schon vieles geschafft hat, und wissen, daß er hier dazu berufen ist, ein schönes Stück Europa aus dem Dornröschenschlaf zu erwecken, das zu gestalten und zu regieren Ex-„König" Zogu nicht fähig war.

In Skutari nehmen wir an der Ehrenparade für den Kaiser und König teil. Wir stehen auf einer Gästetribüne, die mit orientalischen Teppichen ausgelegt ist. Hohe katholische Geistliche stehen neben weltlichen Würdenträgern. Mich spricht ein Kardinal auf deutsch an:

„Ich kenne Ihr Land. Es ist schön und reizvoll. Die Menschen sind fleißig und intelligent. Ich wollte, hier wäre es auch so. Aber das ‚dolce far niente' lebt hier mehr noch als drüben in Italien, und wenn der Faschismus nicht Zucht hereinbrächte, würde es weiterschlafen, wie es bisher geschlafen hat."

„Wie ist denn die glaubensmäßige Zusammensetzung des Volkes?"

„Halb mohammedanisch, halb katholisch. Sie werden staunen, daß hier an einer militärischen Parade so viele geistliche Würdenträger teilnehmen. Aber das muß so sein. Erstens ist der italienische Soldat sehr religiös und geht nicht ohne den Segen der Kirche in den Kampf, und zweitens wäre das Volk nur mit halbem Herzen bei der Sache, sähe es nicht die Anteilnahme der Kirche."

Dann zieht mich Verlacchi, der albanische Ministerpräsident, in ein Gespräch.

„Wissen Sie", sagt er, „die deutsche Kolonie in Tirana macht mir manchmal Sorgen. Ihr seid länger hier als wir Italiener. Ihr wart schon im Weltkrieg als Besatzungstruppe hier — das heißt, nicht die Deutschen, sondern die Österreicher, aber das ist ja wohl heute ems. Und aus dieser Zeit her rührt noch ein gewisser deutscher Einfluß im Wirtschaftsleben Albaniens, der sich nicht wegleugnen läßt. Die Träger dieses Einflusses aber haben unser Kommen mit geteilten Gefühlen gesehen und machen uns heute noch oft Schwierigkeiten. Man sollte das doch während unseres gemeinsamen Krieges ruhen lassen. Es führt zu nichts Gutem."

Als ich einige Tage später in der deutschen Kolonie zu Tirana zu Gast war, habe ich den Konsul darauf angesprochen. Er beteuerte seine völlige Loyalität, könne aber von sich aus die Volksmeinung und die Stimmung in der deutschen Kolonie nur im Rahmen des ihm Möglichen beeinflussen.

Signale und klingende Marschmusik kündigten die Ankunft Viktor Emanuels III. an. In seiner Begleitung befand sich der italienische Außenminister Ciano. Der König und Kaiser schritt über einen Purpurteppich zu einem vergoldeten Sessel. Dann begann der Vorbeimarsch der Truppen. Alles in allem ein imponierendes Bild, umrahmt von einer vieltausendköpfigen Volksmenge, die dem Schauspiel freudig zusah.

Viktor Emanuel verlieh anschließend Tapferkeitsauszeichnungen an Hunderte von Soldaten, dann fuhr er wieder in die Residenz Verlacchis nach Tirana zurück.

Abends fand dort ein Empfang statt. Auch ich wurde dem König vorgestellt, der mir wortlos seine Greisenhand reichte und mich mit undurchdringlichem Blick einen Augenblick ansah. Er nickte leicht mit dem Kopf.

Später unterhielt ich mich mit Ciano. Er sah gesund aus und war in bester Laune, wollte wissen, ob ich nur Journalist oder auch Offizier sei, sprach von Wein, Essen und Frauen und sagte, der Albanien-Feldzug sei letzten Endes doch ein Erfolg geworden, auch wenn wir Deutsche nicht gekommen seien.

Mit Colonel Dusmet de Seimours, dem Leiter der Vollblutzucht des italienischen Pferdesports, bummelte ich abends unter klarem Sternenhimmel zur Schriftleitung des „Tomori", der faschistischen Zeitung Albaniens. Dusmet ist ein untadeliger Herrenmensch, ein Deutschenfreund dazu, der mir alle Hilfe zuteil werden ließ (er leitete das Propagandabüro des albanischen Oberkommandos). Aber auch er war skeptisch in bezug auf die Entwicklung in Italien. Man hätte Italien die Nizzaküste, Korsika und Tunis nach dem Frankreich-Feldzug geben sollen, dann wäre den Freunden des Hauses Savoyen manche Waffe aus den Händen geschlagen worden. So sei das Feuer nach wie vor am Glimmen. Er wisse nicht, wie das alles enden solle. Die Opposition in antifaschistischen Kreisen sei sehr stark.

In der Schriftleitung des „Tomori" traf ich wieder auf alte Schwarzhemden. Sie stellten mir bergeweise Propagandamaterial zur Verfügung und waren von verblüffender Herzlichkeit. Aber selbst hier ging das Gespenst der Angst vor dem Kommenden um. Man wußte, daß man die Verräter im eigenen Hause hatte und war bedrückt. Auf dem Heimweg versprach mir Dusmet für den nächsten Morgen einen Wagen, mit dem ich die italienischen Schlachtfelder in den Bergen Albaniens besuchen wollte.

Ich war im Hotel noch mit Bezzi zusammen. Er brühte mir einen Kaffee in seiner Maschine und hatte vier alte Milizkameraden bei sich zu Gast, die mich kennenlernen wollten. Das Thema kam auch hier auf das gleiche heraus: sie wollten mir versichern, daß sie, komme was da wolle, treu zum Faschismus und damit zu Deutschland stehen würden. Ich drückte allen die Hand, ging dann schlafen.

Das war im Frühjahr 1941.

*

Am nächsten Morgen fuhr ich mit einem italienischen Hauptmann auf die italienischen Schlachtfelder in den albanischen Bergen. Darüber schrieb ich damals folgenden Bericht:

Wir sind mit der Kamera auf den grausamsten Schlachtfeldern des italienisch-griechischen Krieges gewesen, in den Gebirgsmassiven, die sich hinter der alten Festung Tepeleni ausbreiten und ein natürliches Hindernis gegen einen Einfall in das Innere des Landes darstellen. Zwei Flüsse, reißende, breite Gebirgsflüsse, durchschneiden die Kette der Bergriesen: der Dhrin aus Richtung Agirocastro und die Voiussa aus Richtung Klisura. Zwei tiefe Täler, das breite des Dhrin und das enge der Voiussa, wurden zu Brennpunkten in den Winterkämpfen zwischen Italienern und Griechen. Ihre Verteidigung stellte das schwierigste und strategisch bedeutsamste Problem des Krieges dar. Um den Besitz der beiden durch die Täler führenden schmalen Straßen rangen die beiden Heere monatelang unter Einsatz aller möglichen Kampfmittel.

Der Grieche konzentrierte hier den Hauptteil seiner Kräfte und versuchte immer und immer wieder den Durchbruch. Er ist ihm nicht gelungen. Da, wo der Scindeli und der Golico durch das wenige Meter breite Voiussa-Tal getrennt werden, tobten die heißesten Kämpfe. Dieser Engpaß wurde zum Thermopylae des Albanien-Krieges. Heldenhaft haben die von drei Seiten eingeschlossenen Italiener hier standgehalten. Führung und Soldaten waren sich bewußt, daß ein Durchbrechen des Gegners auf Tepeleni die schwersten strategischen Folgen haben mußte.

Aber nicht nur in den Tälern wurde gekämpft. Alle Bergkämme wurden hier zu harten Kampfstätten, auf ihren Rücken rangen die Gebirgstruppen in erbittertem Nahkampf um jeden Meter Bodens. Die Italiener hatten in allen Gefechten weit weniger günstige Voraussetzungen als ihre Gegner. Diesen stand zunächst das gesamte nahe Mutterland offen. Sie konnten über Material und Truppen weit schneller verfügen als die Italiener, die jede Tonne Eisen, jeden Sack Mehl, jeden Soldaten und jedes Geschütz erst durch das kriegsgeschwängerte Adriatische Meer in die Häfen von Durazzo und Valona und von dort mit Lastwagen an die mehrere hundert Kilometer entfernte Front bringen mußten. Ein Einsatz von Flugzeugen ist in diesem Kriegsgebiet unmöglich gewesen, da es keinerlei Landungsmöglichkeiten gibt und ein Abwurf von Material in Sumpf und meterhohem Schnee dieser Gebirgsmassive zu keinem Ergebnis führen kann. So ist es eine rein rechnerische Aufgabe, festzustellen, daß die Griechen an Zahl und Material jeder Art ihrem Gegner stets überlegen waren.

Daß die italienischen Truppen trotzdem die wichtigsten Punkte keinen Tag aus der Hand gaben, kennzeichnet die Härte der Winterkämpfe, wirft aber auch ein schönes Licht auf die Tapferkeit der Soldaten des Duce, die mit einem viermal stärkeren Gegner ringen mußten und ihre Stellungen hielten, bis die entscheidende Frühjahrsoffensive 1941 die Griechen zur Aufgabe ihres Kampfes gegen die Achsenmächte zwang.

Fortsetzung folgt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0259
gefördert durch Baden-Württemberg

Pelikan

Füllhalter-Tinte

GÜNTHER WAGNER · GEGR. 1838

Höchstleistungen der Motorisierung zu Lande, zu Wasser und in der Luft

MERCEDES-BENZ

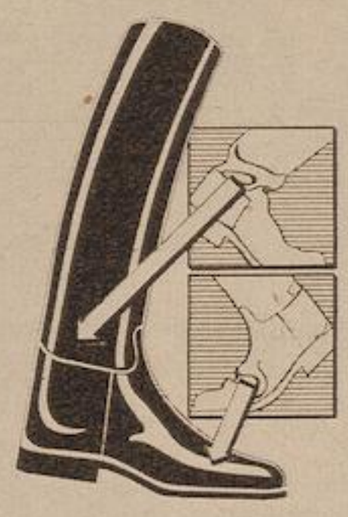
LENICET-

Kinder-Puder
Formalin-Puder
Wund- und Körper-Puder

in altbewährter Qualität
in Apotheken und Drogerien erhältlich
Streudose 68 Rpf

Rheumasan- u. Lenicet-Werke, Berlin

SEIT JAHREN GRÖSSTE DEUTSCHE
WEINBRENNEREI
Dujardin
UERDINGEN RH



Die kritischen Stellen am Reitstiefel winden und biegen sich im Tage viel hundertmal. Sie verdienen deshalb doppelte Sorgfalt bei der Pflege.

Rieker

Europas Garten-Länder
liefern jetzt Obst und Gemüse, das im Jopa-Verfahren gefroren wird als Vorrat für den Winter.

JOPA
KÜHLKOST

Ungestörte Arbeitszeit heutzutag Notwendigkeit.

Kleine Verletzungen halten die Produktion nicht auf; dafür sorgt schon Hansaplast. Dieser blutstillende Schnellverband ist jederzeit gebrauchsbereit und leicht anzulegen.

Hansaplast
verbindet Wunden in Sekunden!
. . . wenige cm erfüllen den Zweck.

Eine Walther

ist sorgsamste Pflege wert. Neue Waffen sind ja erst nach dem Sieg wieder beim Fachhandel erhältlich

WALTHER
CARL WALTHER
WAFFENFABRIK
Verkaufsstelle:
Berlin W 50, Rankestraße 5

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: Nächste Woche will Jaap wieder weg, weiter nach vorn. Da wird es das wieder öfters geben. Zu dumm, daß man sich nicht an die Knallerei gewöhnt. Aber nach Hause fahren? Jaap im Stich lassen? Und alle die im Stich lassen, die sie erwarten? Nein, es geht durchaus nicht, es ist ganz unmöglich.

9. Fortsetzung:

Der sechste Tag.

Wenn die schweren grauen sechsräderigen Wagen der Feldpost wie gereizte Elefanten am Panzererholungsheim vorüberbrausen, daß der Staub stiebt, begegnen sie bei seinen Insassen zumeist nicht dem geringsten Interesse. Die wenigsten erwarten hierher Post; nur Verzögerung und Verwirrung brächte es, wollten ihre Einheiten ihnen für kurze zehn Tage etwas nachsenden. Zwar gehört es zu Schwester Elisabeths täglichen Wegen, im Feldpostamt unten am Hauptplatz nachzufragen, ob Briefe da seien — das wenige, was kommt, gilt aber fast ausschließlich ihr selbst. So ist sie gleichzeitig erstaunt und erschreckt, als sie an diesem Morgen einen Brief für Peter vorfindet, mit dem Dienststempel seiner Feldpostnummer. Es ist doch nicht möglich, daß das Regiment seinen Urlaub abbricht? Das wäre schlimm — schrecklich wäre es! Aber kann es etwas Gutes sein? Damit pflegen die Einheiten im allgemeinen zu warten, bis sie ihre Leute wieder bei sich haben. Solche Dienstpost bedeutet meist den vorzeitigen Rückruf, sie kennt das.

Zwar fragt sie nichts, doch sie beobachtet Peter aus den Augenwinkeln, während er den Umschlag in Empfang nimmt und nachlässig öffnet. Sie sieht, er nimmt einen kurzen Brief heraus, überfliegt ihn, macht ein verblüfftes und beunruhigtes Gesicht — hat sie doch recht? —, holt dann ein zweites, noch geschlossenes Schreiben aus dem Umschlag und macht sich, in eine Ecke gedrückt, ans Lesen. Auch dieser zweite Brief scheint nicht lang zu sein, und auch er enthält — sie hat es ja gewußt! — nichts Angenehmes. Peters Gesicht drückt äußerste Verwirrung und Ratlosigkeit aus. Er wirft seiner Mutter einen raschen Blick zu, den sie scheinbar nicht bemerkt, dann verläßt er mit gemurmeltem Gruß das Zimmer. Als sie wenig später wie zufällig aus dem Fenster blickt, sieht sie ihn in einem Langstuhl sitzen. Beide Briefe liegen auf seinen Knien; er hat die gefaltete Stirn in die Hand gestützt, und der Mutter erscheint er wie vor zehn Jahren, wenn er etwas verbrochen hatte und nicht wußte, wie er sich aus der vertrackten Lage herausziehen sollte.

Wirklich ist Peter Zurbrügge so ratlos wie noch nie in seinem Leben. Nicht der erste Brief macht das; Unteroffizier Röderer, sein bester Freund in der Kompanie, der einzige Mensch, dem er zuweilen etwas mehr von sich erzählt hat als das Offensichtliche, teilt ihm da nur mit, er habe unter Zurbrügges Post einen Brief gefunden, der möglicherweise dringlich sei — kein anderer als Röderer freilich hätte das dem Brief allein aus dem Absender ansehen können. Der zweite Brief indessen ist von der Wehrmachtsekretärin Emmy Timm, zur Zeit nach Bukarest kommandiert, wo sie bei einer Dienststelle im Hotel Ambassador auf dem Bulevardul Tache Ionescu arbeitet, und der lautet so:

„Mein lieber Peter!

Sicher wunderst Du Dich sehr, von mir noch einen Brief zu bekommen. Es ist der dritte, seit Du von hier weggefahren bist. Nachdem Du die beiden ersten nicht beantwortet hast — vielleicht hast Du sie nicht einmal gelesen —, würde ich Dir nicht zum drittenmal schreiben, davon darfst Du fest überzeugt sein, wenn es nicht notwendig wäre.

Es ist aber notwendig. Denn in ungefähr vier oder fünf Monaten werde ich ein Kind von Dir haben. Nun weißt Du es.

Ich denke, jetzt hast Du einen ziemlichen Schreck bekommen. Aber das brauchst Du nicht. Ich erwarte nun nämlich wirklich nicht, daß Du mir umgehend einen Heiratsantrag schickst. Im Gegenteil. Einmal hast Du mir einen gemacht, den habe ich dankend abgelehnt. Die Art, wie Du daraufhin verschwunden bist, meine Briefe nicht beantwortet hast usw., beweist mir, wie recht ich hatte. Dich kann man nicht heiraten, wenn man einen Mann haben will, einen richtigen Mann — denn Du bist eben über das Schuljungenalter noch nicht sehr weit hinaus.

Es geht also nicht darum. Was ich von Dir möchte, ist nichts als eine schriftliche Anerkennung Deiner Vaterschaft. Du brauchst nicht zu fürchten, ich wollte das wirtschaftlich gegen Dich ausnützen. Ich bin überzeugt, ich kann das Kleine sehr gut allein durchbringen. Ich möchte diese Anerkennung nur, damit es später einmal keine Schwierigkeiten mit dem Abstammungsnachweis gibt. Ich denke, Du verstehst mich.

Bei diesem Brief, lieber Peter, rechne ich mit Bestimmtheit auf eine Antwort.

Emmy."

Bukarest — sind das wirklich erst vier Monate her, daß Peter Zurbrügge die Stadt verlassen hat? Ein halbes Jahr, daß er sie erreichte? Von der Ostfront kam er, erschöpft von härtestem Frost und von den immerwährenden Angriffen der Bolschewisten, durch Wochen aus dem schmutziggrauen Tarnhemd und dem weißgestrichenen Helm nicht mehr herausgekommen, zerbissen von Läusen, bärtig, in einer Uniform, deren beste Stücke Beute waren, kam mitten hinein in ein Wohlleben, das er sich längst nicht mehr hatte träumen lassen. Breite, asphaltierte Straßen, zehn-, zwölfstöckige Hochhäuser, Straßenbahnen, viele Autos, gut geheizte Räume, fließendes Wasser zum Waschen — unzählige gutgewachsene junge Männer in Zivil, hübsche Frauen in prachtvollen Pelzen, Cafés mit diskreter, vorzüglicher Musik, lichtfunkelnde Schaufenster mit allen Waren, die man sich nur ausdenken konnte — angenehmer, leichter Dienst in einem Ausbildungskommando der Militärmission, die die rumänische Wehrmacht nach dem Muster der deutschen reorganisieren hilft. Kurze zwei Monate dauerte das Kommando nur, doch es war bare Verzauberung. Alles jung, lebendig, sprühend, selbst die Menschen nur selten im eigentlichen Sinn alt, greisenhaft — vom eisigen Oststurm blankgefegte Häuserfassaden der modernsten, sachlichsten Bauweise — viel Breite, viel Raum, viel Bewegung — gelassen und gewohnt zur Schau getragener Reichtum neben jener außerordentlichen und hoffnungslosen Armut, die man nur in Osteuropa findet. Eine Stadt in Weiß, vom Schnee der Parkanlagen, dem Reif der Bäume angefangen bis zu den neuen Betonpalästen, darüber ein sattblauer Himmel, der trotz des Frostes irgendwie an Palmen gemahnte und an scharlachrote Paradiesäpfel — eine östliche Stadt ohne Zweifel, doch bebend vor Anstrengung, sich dem alten Westen mit aller seiner Kultur und Zivilisation binnen kürzester Frist anzugleichen. So erschien ihm Bukarest, und er warf sich kopfüber in diese fremde, duftende Flut, die gischtend über ihm zusammenschlug.

Abends ein dichtes, buntes Gewimmel auf dem Bulevardul Regina Elisabeta, der so völlig im Dunklen lag, daß kein Gesicht erkennbar war. Zigaretten glommen,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0260
gefördert durch Baden-Württemberg

Taschenlampen glühten hin und wieder kurz auf. Das schob und drängte sich langsam dahin, vorüber an den Eingängen großer Kinos und Cafés, plauderte fremdzüngig und unverständlich, rief, lachte — verzaubernd und beinahe unheimlich für den jungen Menschen, der kein Wort der Sprache verstand. Er ließ sich in dem Strom treiben, bis er plötzlich deutsche Worte hörte. Da schob und drängte er selbst — zwei Mädchen waren es, hinter denen er her war; er verstand nicht, was sie sagten, doch daß sie Deutsche waren, darüber gab es keinen Zweifel. Er hätte sie gern angesprochen, einsam wie er war, und wagte es nicht. Hinter ihnen blieb er, bis sie aus dem Korso ausbogen, über den kälteknirschenden Schnee des Cismigiu-Parks davongingen; die gewundenen, vielfältig verzweigten Wege zwischen mächtigen Baum- und Gebüschgruppen machten das Folgen schwer. Er hastete, daß ihm heiß wurde in der eisigen Nacht. Verlor sie, rannte zurück, fand von neuem die Spur der hellen, verwandten Laute, folgte weiter — und sah sich endlich vor dem Soldatenheim neben dem Schloß. Sie traten ein, er tat wie sie, und drinnen in der Helle, Wärme und Geborgenheit des großen Raumes gewahrte er — die andere bemerkte er kaum — sie.

Die Sekretärin Emmy Timm war zu jener Zeit wenig über zwanzig Jahre alt, zwei oder drei Monate jünger als der Feldwebel Peter Zurbrügge. Sie stammte aus Soest, war das älteste von vier Kindern einer Arbeiterfamilie, schon früh zu allen möglichen Hilfen und Aufgaben herangezogen, dadurch vorzeitig reif und erwachsen geworden. Ein leichtes Leben hatte sie nie gehabt; Lasten zu tragen, Beanspruchungen auszuhalten, schien ihr von jeher selbstverständlich. Seit dem Beginn des Krieges hatte sie in dem eisenverarbeitenden R-Betrieb gearbeitet, in dem ihr Vater Meister einer Gießerei war. Selbstsicher, verschlossen, intelligent, fleißig, wurde sie dann von der Wehrmacht übernommen und nach etlicher Zeit zu einer Bukarester Dienststelle versetzt. Die Besonderheiten solcher Auslandstätigkeit meisterte sie, beinahe ohne ihre Schwierigkeiten zu bemerken; immer wieder einzige Frau in einem Kreise deutscher Männer zu sein, darüber hinaus von Rumänen mit Aufmerksamkeit bedacht, die vielleicht dem großen, schlanken Mädchen, vielleicht aber auch der Sekretärin eines gewichtigen Mannes galten, umgeben von zahllosen erwerbbaren Gegenständen, die ihr selbst und ihrer Familie fehlten, ohne doch die Mittel zum Kauf zu besitzen, wäre sie von Versuchungen sonder Zahl umlauert gewesen, hätte ihr nicht ganz offenbar der Sinn dafür gefehlt, sie zu bemerken.

Sie war groß, nur eine Stirn kleiner als Peter Zurbrügge, von dem gleichen leuchtenden Blond wie er, dem gleichen zarten, leicht verletzlichen Teint; spätreif, hatte sie die volle Entwicklung ihres Körpers noch kaum erreicht, wirkte knabenhaft und spröde. Vor Zurbrügge hatte es in ihrem Leben keinen Mann gegeben und kaum den Gedanken daran. Ihm erst war es bestimmt, in jähem Ansturm die Hülle ihres fast noch kindhaften Mädchentums zu durchstoßen, die sie von jener Welt trennte, darin es Männer und Frauen gibt und zwischen beiden das beständig gleiche, urewige Lied von Finden und Flucht, Versöhnung und Kampf und der schwer errungenen Vollendung.

Daß er sich beständig an sie drängte, soweit sein Dienst es irgend erlaubte, gestattete sie mit einem kleinen, ein wenig nachsichtigen und herablassenden Lächeln, nachdem sie eingesehen hatte, daß er nicht abzuschütteln sei. Denn obgleich er die Stadt kaum kannte und sie zunächst versuchte, ihm auszuweichen, fand er sie überall; als sie das Soldatenheim neben dem Schloß mied, stöberte er sie in dem am Bahnhof auf; er entdeckte ihre Dienststelle, das Hotel, in dem sie wohnte. Überall und immer war er da, stumm zuweilen, zuweilen von beinahe hysterischer Lebhaftigkeit, hinter dem Mädchen dreingerissen von einer jähen Getriebenheit, die während der folgenden Wochen mit unverminderter Gewalt in ihm und aus ihm heraus brannte, zwiefach genährt durch die Nöte, Erregungen und Kämpfe, aus denen er kam, und durch das Wissen, in kurzem werde er wiederum ebendort sein, woher er gekommen war.

Eines Abends dann geschah es, daß sie, um ihn loszuwerden, Nachdienst vorschützte und in ein Kino flüchtete, um mit sich und den flüchtigen Lichtgebilden auf der Leinwand allein zu sein; bald aber entdeckte sie seinen suchenden Schatten, der am Rand der Reihen entlanggeisterte und endlich verschwand; als sie, aufbrechend, sicherheitshalber einen anderen Ausgang benützte, fand sie sich ihm unversehens gerade gegenüber. Er sprach nichts, faßte nur nach ihrer Hand und sah sie an, und in Blick und leiser Berührung war etwas, das sie plötzlich mit süß und glühend durchdringender Gewalt in den Zentren ihres Seins, in Hirn, Herz und Schoß berührte. Wortlos litt sie es, daß er den Weg zu seinem Zimmer einschlug, das er bei einer jungen, neugierigen Witwe in der Strada Campineanu gefunden hatte, und ohne Sträuben, willig, ja freudevoll ging sie mit ihm hinauf.

Eine Nacht folgte, voll von Verzauberungen und Erschütterungen, wilden Zärtlichkeiten und inbrünstigen Lüsten. Gegen Morgen erhob sich das Mädchen vom Bett. Sie fror. Sie öffnete den Ofen, in dem unter heißer Asche noch Glut lag, schürte sie frei, warf neue Buchenscheite darauf; dann kauerte sie sich vor die offene Feuertür, sah zu, wie junge Flammen bläulich und spitzig an den Kloben emporzüngelten; ihr Schein spielte liebkosend über die zarten Knospen ihrer Brüste und die schöne, gestreckte Linie ihrer schmalen Schenkel. Sie dachte kaum daran, daß der Schlafende hinter ihr erwachen, sie belauschen könne; und selbst wenn's geschähe — was war noch dabei? Als die strahlende Hitze sie wieder erwärmt hatte, ging sie auf den Fußspitzen zum Bett zurück, setzte sich auf die Kante und betrachtete, als sehe sie ihn zum erstenmal, ihren jungen Geliebten. Er lag flach auf dem Rücken, den linken Unterarm unter den Kopf geschoben; das Haar fiel ihm tief in die Stirn; die Lider waren fest geschlossen, fast zugepreßt; doch der Mund, ein klein wenig geöffnet, daß ein Schimmer der blanken Zahnreihe hinter den vollen, verlangenden, weichen Lippen sichtbar wurde, bog sich von Zeit zu Zeit wie in lautlosen, kurzen Liebesworten. Alle seine wache, gespannte Kraft schien von ihm gewichen. Und in diesem Augenblick wurde dem Mädchen mit einer Klarheit, die fast körperlich schmerzte, bewußt, daß er dieser Nacht genau so unberührt entgegengelebt hatte wie sie selbst. Als sie das empfand, begriff sie seine beinahe schüchterne Zartheit und seine zuweilen tastende Unbeholfenheit. Sie hätte den Grund nicht zu nennen gewußt, doch plötzlich schossen ihr Tränen in die Augen, tropften heiß auf seine Brust. Er fuhr aus dem Schlaf, blickte sie verwirrt an, als vermöchte er kaum zu fassen, was er an reiner, unverhüllter Schönheit vor sich sah, zog sie unter zärtlichen Worten und geflüsterten Liebkosungen an sich. Noch während sie sich ihm aufs neue ergab, schluchzte sie leise; doch da sie ihn verstört zögern fühlte, umschlang sie ihn fest und warm und flüsterte: „Es ist ja nur — ich bin so glücklich, und es ist alles so schön!"

Weder in jener Nacht noch sonst je sprachen die beiden von dieser Erkenntnis des Mädchens. Da sie ihrem Gefühl fest vertraute, tat sie keine Frage nach seiner Vergangenheit; und er, in jener seltsamen Scham aller jungen Männer, die keinerlei Vergangenheit noch Erfahrungen vorzuweisen haben, rührte erst recht nicht daran. Doch geschah es auf diese Weise, daß in die Liebe und die Zärtlichkeit des Mädchens sich ein ihr selbst freilich unbewußt bleibender Einschuß von beinahe mütterlicher Neigung mengte, der sich darin äußerte, daß sie sich daran gewöhnte, seinen Namen oder die liebkosenden Bezeichnungen, die sie für ihn fand, stets in der Verkleinerungsform zu gebrauchen.

Dies zugleich aber war es, das in dem Mädchen das Gefühl erwachsen ließ, das alles werde und könne nichts anderes als Episode sein. Freilich würde sie die sechs kurzen Wochen, die jener Nacht folgten, selbst dann nicht aus Leben und Gedächtnis streichen können, hätten sie keine Folgen gehabt. Denn mit ihm glühte sie in gleicher Hitze, mit ihm erbebte sie hingerissen in Tiefen, die sie nie in sich geahnt hatte, deren Entdeckung sie erschreckte und entzückte zugleich. Sie geriet in einen Zustand trockener Trunkenheit, in dem sie mit vollkommener Gleichmäßigkeit und Sicherheit die schwierige Arbeit verrichtete, ohne doch zu wissen, was sie tat, nur noch für die Stunden in der Strada Campineanu lebend, in denen sich ihr die Eisblumen an den Fenstern zu Rosen von Rachmanlare wandelten. Dennoch aber, dennoch bewahrte sie sich auf eine ihr selbst kaum begreifliche Weise.

Immer mehr verlor in diesen Wochen für beide die Wirklichkeit an Gestalt, Farbe und Gewicht, je tiefer sie sich in jenes Land der wilden, heißen Spiele und der süß erschöpfenden Lüste hineintasteten, dessen Feuerluft ihnen die Knochen zu schmelzen und das Fleisch in zitternde und zuckende Empfindung aufzulösen schien. Beide wurden schmaler und gereckter; ihre Nächte fegten alles Zufällige von Gesichtern und Körpern, ließen nur die ursprüngliche, reine Form bestehen, wie mit dem scharfen Silberstift eines großen Zeichners umrissen. Wenn sie zusammen in gleichmäßigem, langem, schwingendem Schritt durch eine Straße gingen, war etwas wie ein Leuchten um sie, das jene, die ihren Weg kreuzten, aufzublicken und zu bewundern zwang.

Dennoch aber waren sie nicht ganz glücklich; beständig blieb ein ungelöster Rest, den vergessen zu machen sie in immer neue Umarmungen taumelten. Das Mädchen, von Natur nachdenklich und daher einigermaßen klar über sich selbst, empfand sich noch keineswegs als bereits fertigen Menschen; eben darum scheute und weigerte sie sich, sei es in ihrem Gefühl, sei es durch Worte oder Tatsachen, sich an einen anderen als einen lebenserprobten, ausgewachsenen, in jedem Sinn wirklichen und rechten Mann zu binden; den aber vermochte sie in Peter bei aller liebenden Zärtlichkeit nicht zu finden; fassungslos stand sie vor der Erkenntnis, daß der gleiche Mensch, der drei Jahre lang in allen Nöten und Gefahren des Krieges zum entschlossensten, härtesten, geprägtesten Mann geschmiedet worden war, in diesem einen Lebensbezirk, dem er in ferne und fremde Bereiche voll ausschließlicher Männerkameradschaft entrückt worden war, geblieben war, was er vordem gewesen — durchaus noch ein Werdender, ein Jüngling erst. Und so wuchs in ihr immer deutlicher und grausamer die Gewißheit, daß dies alles nicht dauern werde, und mischte einen Tropfen Bitternis in jeden Liebesbecher. Er indessen ersehnte, je länger, je heftiger, nichts mehr, als diesem Verhältnis, das ihn beglückte und über sich selbst erhob, Dauer zu verleihen; da die Beendigung seines Kommandos und damit auch die Trennung von Tag zu Tag näher rückten, versuchte er, jene Dauer dadurch zu erringen, daß er ein aller Welt sichtbares Band um sie beide knüpfte. Immer häufiger deutete er dergleichen an, und immer schwerer wurde es ihr, leise und unfühlbar abzulenken. Meist gelang es ihr. Doch am Abend vor seiner Abreise gelang es nicht. Als er geradeswegs von einer Heirat sprach, weigerte sie sich schlechtweg. Als er, tief bestürzt und schon einigermaßen verletzt, nach Gründen fragte, nannte sie sie schonungslos und unumwunden. Er verließ sie, aufs schwerste gekränkt, vor der Zeit. Und nichts mehr hörte sie von ihm, obgleich sie sich in zwei guten, langen Briefen bemühte, den schrillen Mißklang des Auseinandergehens in das Moll sanften Verzichts zu verwandeln, bis sie voll erschrockener Freude und süßer Zerschmetterung inne ward, daß sie dieser streitsüchtigen Liebe Frucht in ihrem Leibe trage.

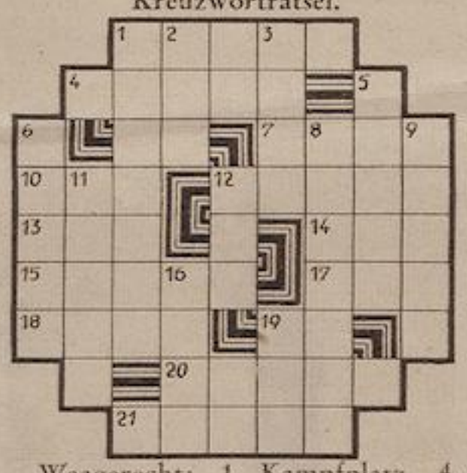
*

Emmy Timms Brief also ist es, der Peter Zurbrügge in Verwirrung und Bestürzung versetzt. Noch übersieht er zwar die Dinge nicht völlig, doch deutlich ist ihm sofort, daß er nun etwas Entscheidendes tun muß, weit mehr, als Emmy von ihm verlangt, weit mehr als die bloße Anerkennung seiner Vaterschaft.

Aber was mehr? Es läge nahe, und das einzig Angemessene und Richtige wäre es vielleicht, fühlt der junge Mann, der in Bukarest zutiefst angerührt und aufgewühlt war, zuinnerst brannte, während er hier, er weiß das, träumend spielt und spielend träumt — es läge nahe, diesen Brief mit einer neuen, besseren und möglicherweise erfolgreicheren Werbung zu beantworten. Aber das ist ja, schwer fällt es ihm auf die Seele, unmöglich geworden. Fortsetzung folgt

Hier wird der Geist geschliffen!

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Kampfplatz, 4. Name eines finnischen Sees, 7. Admiral im vorigen Weltkrieg, 10. germanische Gottheit, 12. Sinnbild der Härte und Wehrkraft, 13. Nebenfluß der Weichsel, 14. Papstname, 15. Geländeform, 17. soviel wie schmal, 18. Stadt im Sudetenland, 20. weiblicher Vorname, 21. Stromzuführer. Senkrecht: 1. Teil der Rundfunkanlage, 2. Titel, 3. Brutstätte, 5. mittelalterliches Leihgut, 6. Stammesangehörigkeit, 8. Gerät des Malers, 9. Schmeichelei, 11. Handwerkszeug, 12. Gewässer, 16. Hebevorrichtung, 19. Teil des Auges.

Silbenrätsel.

a - a - bahn - dan - dem - den - det - di - di - di - e - e - ef - ei - fekt - go - ka - ka - ka - la - lau - man - min - mold - ne - nor - ra - ri - ril - rin - ro - sen - ton - um - un - zi.

Aus vorstehenden Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben.

1. Laubbaum, 2. Himmelsrichtung, 3. französischer Revolutionär, 4. Wirkung, 5. chemischer Grundstoff, 6. Menschenaffe, 7. Verkehrsmittel, 8. Stadt in Lippe, 9. Oper von Lortzing, 10. Zwergkönig der deutschen Sage, 11. Stirnreif, 12. Heideblume, 13. Prosadichtung, 14. Feuerstelle.

Skat-Aufgabe Nr. 23.

Mittelhand M. reizte nicht. Er hatte 42 Augen im Blatt. Vorhand V. ließ sich bis 60 reizen, da er Eichel (Kreuz) ohne Vier spielen wollte. Hierzu hatte er die ganze Eichel-(Kreuz-)Flöte, 11 Augen in Grün (Pik), 4 in Rot (Herz) und 10 in Schellen (Karo). Wegen seiner blanken 10 wollte er nicht aus der Hand spielen und paßte, nachdem H. weiter reizte. H. hat 4 Unter (Buben), 3 Grün (Pik) mit 3 Augen, 2 Rot (Herz) mit 0 und 1 Schellen (Karo) mit 11 Augen. Er muß sein Spiel nunmehr auch aus der Hand machen. Zu seinem Entsetzen haben die Gegenspieler mit dem dritten Stich 61 Augen. Was spielte H., welche Karten hatte M., und wie war der Verlauf der ersten drei Stiche?

Auflösungen aus Nr. 25

Karreerätsel: Dem Vaterland gebiert ihr Kind die Mutter, nicht sich allein. — 1. Kabel, 2. Hirsch, 3. Druide, 4. Verdi, 5. Arnika, 6. Hummel, 7. Stadt, 8. Energie, 9. Schutt, 10. Talent, 11. Linie.

Familienbericht: bezogen.

Skat-Aufgabe Nr. 22: V. spielt ein aufgenommenes Rot (Herz) ohne 6. Berechnung: Ohne 6, Spiel 7 × 10 = 70. V. hatte gedrückt: Grün (Pik) 10, König. Spielverlauf: 1. Stich: V. Eichel Daus (Kreuz As), M. Eichel 8 (Kreuz 8), H. Eichel 7 (Kreuz 7) 11. 2. Stich: V. Eichel 10 (Kreuz 10), M. Eichel 9 (Kreuz 9), H. Eichel König (Kreuz König) 14. 3. Stich: V.: Schellen Daus (Karo As), M. Schellen 9 (Karo 9), H. Schellen 8 (Karo 8) 11. 4. Stich: V. Rot 7 (Herz 7), M. Rot 10 (Herz 10), H. Rot Daus (Herz As) (21). 5. Stich: H. Grün 7 (Pik 7), V. Rot König (Herz König), M. Grün Daus (Pik As) 15.

Rösselsprung: Wenn dir's im Kopf und Herzen schwirrt, / Was willst du Bess'res haben! / Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, / Der lasse sich begraben. (Goethe)

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0261
gefördert durch
Baden-Württemberg

L 3040 116

Einem Ballon sind kleine Schäden bemerkt worden. Mit einer Handwinde wird er aus dem Kranz seiner Brüder herausgeholt und zur Reihe gezogen. Die Manöver erfordern von der Bedienungsmannschaft ein großes Maß an Geschicklichkeit und Verantwortungsbewußtsein

Damit der Ballontrupp für die Ausbesserungsarbeiten die Hände frei bekommt, wird der Ballon durch Zementblöcke und Sandsäcke am Boden festgemacht

Anstatt des Ballastes sind wieder die Halteseile eingeklinkt. Der Sperrballon ist klar zum Aufstieg. Frisch gefüllt schleppt er seine Sperrseile in die Höhe, um den Drahtverhau der Luft durch seine Trossen weiter zu verstärken (Bild links). Von geübten Fäusten stets in der gewünschten Lage gehalten, schwebt der Ballon langsam höher (Bild unten)

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Güntzel (Sch.)

„Drahtverhau" in der Luft

Irgendwo an der Atlantikküste steht eine Reihe silbern glänzender Sperrballone wie erstarrte Tropfen am Himmel. Scheinbar friedlich wiegen sie in den Lüften, durch fast unsichtbare Arme fest mit der Erde verbunden. In den starken Seilen liegen ihre Kraft und ihre Aufgabe. Wie scharfe Messer zerschneiden diese die Tragflächen der feindlichen Flugzeuge, die im Tiefflug jene militärischen Objekte, die die Ballonsperren schützen, anzugreifen versuchen.

Bangel & Schmitt
(K. Wolff)
Universitätsbuchhandlung
HEIDELBERG, Anlage 5

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0262

gefördert durch
Baden-Württemberg